

Ercheint täglich.

Preis: durch die Boten M. 2, durch die Post M. 2,20 per Quartal, monatlich 67 Pfennig.

Anzeigen: Bettzeitung oder Raum 15 Pf. Minimum 2 Zeilen. Reklamen 50 Pf. Fernsprechamt Nr. 1023.

Düsseldorfer Volksblatt.

Haup-Expedition: Bastionsstraße 14.

Offizial-Expeditionen: Schadowstraße 35, Friebrichstr. 42, Hafenstr. 11, Neuhofstr. 50, Schützenstr. 1, Kölnstr. 299.

Agenturen: Amortoren-Bureaus in allen größeren Städten.

Mit der illustrierten Beilage „Düsseldorfer Sonntagsblatt“.

Chefredakteur Dr. Ed. Hüsgen. Verantwortl. Redakteur: Ludw. Weber in Düsseldorf. Druck und Verlag des Düsseld. Volksblattes, Gesellschaft m. b. H. in Düsseldorf.

Nr. 180.

Donnerstag, 4. Juli 1895 (Ulrich).

29. Jahrg.

Zweites Blatt.

b. Zur Trinkgelber-Frage.

Eine vor kurzem in Dortmund vor dem Generoberichter zur Verhandlung gekommene Sache ist geeignet, die Aufmerksamkeit wieder auf einen vielerörterten Punkt zu lenken, zu dessen Abklärung noch so gut wie nichts geschehen ist. Der Kellner eines Wiener Cafés in Dortmund klagte gegen den Inhaber desselben wegen Lohnunterschieden, und bei der Gelegenheit wurde festgestellt, daß der Monatslohn des Kellners 18 Mark ohne Kost und Wohnung betrug, was also täglich etwa 60 Pf. ausmacht. Trotzdem war der Kellner aber nicht schlecht gestellt, denn das Gericht nahm als erwiesen an, daß derselbe täglich etwa 5 M. an Trinkgelbern einnimmt. Wenn man nun bedenkt, daß dies die Trinkgelber-Gewinnnahme eines einzigen Kellners ist, so wird man leicht berechnen können, eine wie hohe Steuer den Besuchern größerer Lokale, wo die Trinkgelber-Gewinnung eingeräumt ist, Jahr aus Jahr ein zur Last fällt. Indessen haben wir im Geringsten nicht die Absicht, uns über diese Besteuerung zu entzünden: wer seine Lokale besucht, muß entsprechend zahlen können und wollen, sonst mag er fortbleiben. Die eigentliche Bedeutung der Frage liegt darin, daß diese Art der Entlohnung für das Personal selbst ihre höchst bedenklichen Seiten hat, die bei diesem am allerwenigsten in Abrede gestellt werden. In den „besseren“ Lokalen größerer Städte ist es allgemein üblich, daß das Personal auf Trinkgelber angewiesen ist, den Inhabern fällt es überhaupt nicht mehr ein, noch etwas für die Kellner oder Kellnerinnen zu zahlen, vielfach müssen diese sogar noch heranzahlen, nur um bedienen zu dürfen und dabei die Trinkgelber einbringen zu können. In Hannover, wo der Lohn in höherer Weise steht, hat sich vor mehreren Jahren eine Kellnervereinigung gegen das Trinkgelberwesen gebildet, seitens welcher nachgewiesen wurde, daß der Inhaber eines der ersten Hotels und Restaurants seinen Kellnern nicht nur kein Gehalt zahlte, sondern sich von jedem noch 1 M. täglich von den Trinkgelbern abgeben ließ. In einer Berliner Kellnerversammlung wurde ebenfalls vor mehreren Jahren bereits festgestellt, daß die Kellner, in denen die Kellner noch 20 M. Monatsgehalt bekamen, weit über ein Dutzend Jahre zurückliegen. Zwar werden in verschiedenen Lokalen noch ein Monatsgehalt von 10 M. gezahlt, aber dabei kommt es oft vor, daß die Kellner ihr Essen teuer bezahlen mußten, als die Gäste, sowie daß sie auch noch „Buggelder“ (für das Reinigen der Geschirre etc.) zu entrichten hätten, in den meisten Lokalen werde überhaupt kein Gehalt gezahlt. Bei dieser „Billigkeit“ der Kräfte braucht der Wirt mit der Zahl seines Personals nicht zu sparen, vielfach hat ein Kellner nur einen Tisch zu bedienen, an dem höchstens ein Dutzend Personen Platz nehmen kann, für längere Tische sind oft genug zwei Kellner vorhanden.

Daß unter solchen Umständen die Stellung des Kellners eine unmoralische wird, läßt sich nicht in Abrede stellen. Derselbe muß sehen, daß er kein Auskommen findet, und wenn er, was doch oft der Fall ist, Familie hat, diese ständig nährt und erhält.

In diesem Zwecke aber ist er genötigt, auf das Trinkgeld zu lauern, den Gast deswegen sozuzagen zu überfallen, es aus ihm herauszupressen. Der Kellner muß sich zum zudringlichen Almosenempfänger herabwürdigen, thut er

das nicht, kann es ihm leicht passieren, daß er Hunger zu leiden hat. Das ist sonderbar und unbillig und ungerecht zugleich, und nirgends wird es mehr empfunden und offen ausgesprochen, als im Kellnerstande. Aber weder der Kellnerstand noch das Publikum ist im Stande, hier wirksame Abhilfe zu schaffen, vielmehr kann dies nur durch gemeinsame Vorgehen der Wirt mit der Kellnerschaft geschehen. In den Wirt-Bereinigungen ist die Frage schon mehrfach zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden, aber bisher ohne jedes greifbare Ergebnis. Zu einer vor einigen Wochen abgehaltenen größeren Versammlung von Wirt-Vertretern wurde anerkannt, daß die Trinkgelberfrage einer Regelung bedürfe, aber daß ein Verzicht auf Trinkgelber nicht angängig sei. Gründe für die letztere Behauptung haben wir nicht angegeben gefunden. Die Socialdemokratie nützt die Leibelstände des Trinkgelber-Linewesens nach Kräften aus; nur der Umstand, daß die Kellnerschaft der Arbeitszeit halber ihre für Versammlungen kaum zu Gebote steht, hat sie an greifbaren Erfolgen in der Organisation dieses Berufsstandes für ihre Parteizwecke gehindert. An sich ist der Kellner schon Gefahren genug ausgesetzt, deshalb ist es doppelt angebracht, daß für sein soziales und moralisches Interesse das möglichste geschieht, und dazu sind in erster Linie die Arbeitgeber berufen. Wenn diesen, wie es nach den bisherigen Ergebnissen der Verhandlungen dieses Themas in den Wirt-Bereinigungen den Anschein hat, die Aufgabe zu große Schwierigkeiten bietet, dürfte es Sache der Gesetzgebung sein, zu einem für beide Teile billigen Auswege die Bestimmungen dieses Berufsstandes für ihre Parteizwecke gehindert. An sich ist der Kellner schon Gefahren genug ausgesetzt, deshalb ist es doppelt angebracht, daß für sein soziales und moralisches Interesse das möglichste geschieht, und dazu sind in erster Linie die Arbeitgeber berufen. Wenn diesen, wie es nach den bisherigen Ergebnissen der Verhandlungen dieses Themas in den Wirt-Bereinigungen den Anschein hat, die Aufgabe zu große Schwierigkeiten bietet, dürfte es Sache der Gesetzgebung sein, zu einem für beide Teile billigen Auswege die Bestimmungen dieses Berufsstandes für ihre Parteizwecke gehindert.

Mal, so lange der Erdball die Sonne umkreist, den Zwang anzuwenden und sie mit Gewalt vor die Thüre zu setzen. Ueber das weitere Schicksal der Kranken, die nicht mehr gehen können, sowie derjenigen, die keinen eigenen Willen mehr haben oder solchen nicht mehr äußern können, entscheidet ein zu diesem Zweck zu ernennendes Komitee, dem ein Arzt nicht angehören darf.

4. Es giebt Kranke, die sich für Gott halten; diesen ist von sämtlichen Staatsbürgern göttliche Verehrung zu erweisen. Ebenso sind die Kranken, die Kaiser, Könige und Fürsten zu sein wähnen, als solche anzusehen und zu behandeln. Mittellosen Kranken, die sich für Millionäre halten, sind die entsprechenden Millionen anzuzahlen.

5. Es giebt Kranke, die glauben, große Erfindungen gemacht zu haben. Diesen ist zur praktischen Erprobung der Erfindung jede verlangte Geldsumme von Staatswegen zur Verfügung zu stellen.

6. Es giebt unter den Kranken sehr viele Lebensüberdrüssige. Es wäre der größte Zwang, diese an Selbstmord zu verhindern; es muß im Gegenteil ihnen die Erreichung ihres Zieles möglichst bequem gemacht werden. Besonders darf bei Kranken, die die Nahrung verweigern und den Hungertod sterben wollen, nicht mehr die gräßliche Zwangsernährung angewendet werden bei der dem Kranken durch den Mund oder die Nase ein Nahrung in den Magen gesteckt und mittels dieses Rohres die das Leben erhaltende Nahrung eingeflossen wird. Die Apotheker haben dafür zu sorgen, daß ihr Vorkat an Opien immer ausreichend ist, und ist jede verlangte Giftmenge zum Selbstkostenpreis, bei Vermögenslosigkeit des Todesandidaten auf Staatskosten abzugeben. Je häufiger die Selbstmorde stattfinden, um so mehr Nutzen haben der Staat und die Familienangehörigen, weil dann die Verpflegungskosten für die betreffenden Kranken nicht mehr auszubringen sind.

7. Kranke, die den Trieb zur Brandstiftung haben, ist bei der Vermeidung dieses Bedürfnisses nichts in den Weg zu legen. Die Gemeinden haben das nötige Brandmaterial zu liefern, bezw. die abgetrennten Eigentümer zu entschädigen.

8. Kranke, die den Trieb zum Mord in sich fühlen, hat man frei gelassen zu lassen. Zur Schonung des übrigen Menschengeschlechts sind ihnen zunächst die Irrenärzte, das Wartepersonal der Irrenanstalten und die revidierenden Staatsanwälte zur Verfügung zu stellen. Sollten die unglücklichen Kranken mit diesem nicht zufrieden sein, ist es selbstverständliche Ehrenpflicht jeden Staatsbürgers, sich als Vorposten darzubieten.

9. Das ärztliche und Wartepersonal der Irrenanstalten ist, soweit man seiner zur Bekämpfung der hiesigen vor ihm gelegenen Kranken nicht bedarf, an ein Conjointum arabischum Anhangsbandel zu verkaufen. Einzelne Grenadiren dürfen an Menageriebühnen und zoologische Gärten abgegeben werden, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihren Aufenthalt in den wohlverwahrtesten Nachtstätten angewiesen bekommen.

listen, die sich später als Offiziere des hiesigen Grenadierregiments herausstellen. Ausdrücke wie „Gesindel, Pack etc.“ und die Verweigerung der Karten seitens der Offiziere reizen die Studenten, den Offizieren in ein anderes Lokal zu folgen, wo sie die Namen der Unbekannten zu erfahren hoffen. Dort verlange einer der Offiziere vom Wirt, er solle das „Gesindel“ hinauswerfen lassen. Ein beiden Parteien bekannter Revolveroffizier bot seine Vermittlung zur Schlichtung des Streites an, die aber von den Offizieren mit den Worten: „Aber, Herr Kamerad, wie mögen Sie mit solchem Gesindel unterhandeln? Die geben ja doch keine Satisfaktion“, abgewiesen wurde. Daraufhin verließen die Studenten das Lokal, Mentenan v. d. M. folgte ihnen aber, sprang mit gebrochener Stange auf die Studenten los und schlug zu. Der Wirt wurde mit dem Arm verletzt, währenddem die Hand des Angegriffenen mit dem Gesichte des Offiziers Bekanntschaft machte. Verletzter wurde der Student v. d. M. folgendes Tages sandten die Studenten ihre Zeugen zu den Offizieren, mit der Forderung auf Sühne. Wieder von anderen Tag (Montag) wurden die Studenten nicht eingelassen, sondern erst nach 4 Uhr nicht antraten. Um 8 Uhr desselben Morgens erschienen nun die beiden Offiziere in der obersten Wohnung des einen Studenten, wobei die Tochter des Hauses beim Anhalten der Stuhlleuchte einen Schuß und einen Hieb auf den Arm erhielt. Während dieses Vorfalls war kein männliches Mitglied der Familie zu Hause. Dieses in Kürze die wesentlichen Momente der Affäre. Auf das Resultat des eingeleiteten kriegsgerichtlichen Verfahrens sind wir gespannt. — Wir nicht!

* Hochinteressante Schießübungen auf große Kanzeräume werden laut „Dr. V.-Ztg.“ jetzt auf dem Artillerie-Schießplatz Nummersdorf von der dort ständige zum Veruchschleichen kommandierten Artillerieabteilung vorgenommen. Es wird mit den schwersten Festungs- und Küstengebüchsen geschossen. Wohl über ein Dutzend Kanzeräume der verschiedensten Formen und Größen dienen als Zielobjekte. Ueber die Ergebnisse des Schießens verlaute nichts. Neben den Kanzeräumen wird nach wie vor auf Panzerplatten geschossen. Alle zu solchen Zielen verwandte Projektile, wie überhaupt jedes auf dem Veruchschleichen zur Verwendung kommende Geschoss wird mit dem neuen Präparat versehen, der je nach dem beschätzten Ziel werden der Wirkung als Brennstoff. Aufschlagzünden gestellt werden kann, so daß es in der Hand des Artilleristen liegt, das Geschoss über dem Ziel oder erst beim Einschlagen in dasselbe explodieren zu lassen. Mit welchem Aussehen die Schüsse die letzte Artillerie-Abteilung versehen, beweist die Thatsache, daß z. B. der 315 Centimeter-Mörser-Geschosse bis zum Gewicht von 450 Kilogramm oder 9 Centner wiegt, während andererseits wieder mit den ebenfalls über 60 Kilogramm schweren Projektilen des sog. schweren 15-Centimeter-Geschosses ein Ziel bis auf 20 Kilometer Entfernung erreicht wird.

* Der Humanitätsdusel, welcher wieder in der liberalen Presse gegenwärtig getrieben wird, um die katholische Kirche und deren Einrichtungen herabzuwürdigen, erzählt in der „Strab. Post“ (also einem national-liberalen Blatte, Eigentum der „Köln. Ztg.“ — nicht über!) folgende ipötitische Abersetzung:

Die Abschaffung des Zwangs.
Wir, deren einzig richtiges Urteil durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist, beschließen hiermit: Jeglicher Zwang in der Irrenbehandlung wird abgeschafft. Zur Ausführung dieses Beschlusses bestimmen wir:
1. Da es Zwang ist, einen Geisteskranken überhaupt in eine Anstalt einzusperrn, so sind die sämtlichen Thüren und Thore aller Anstalten zu öffnen.
2. Es giebt Kranke, die sich so sehr an das Leben in einer Irrenanstalt gewöhnt haben, das sie dieselbe freiwillig nicht verlassen. Bei diesen gestatten wir ausnahmsweise zum letzten

Im Namen der Humanität!
Die wahren Menschenfreunde,
Für die Mächtigkeit: T a l b o t, redivivus.

Vitterarisches.

„Die katholische Welt“, illustriertes Familienblatt mit den Beilagen „Der Hausfreund“ und „Für fleißige Hände“. Erscheint in dreiwöchentlichen Hefen. Preis des Hefes nur 25 Pfennig. Verlag A. Riffarth, W. Gladbach.

Die „Katholische Welt“, die Billigte der illustrierten Beilagen, welche in keinem katholischen Hause auf dem Bücherfische fehlen. Der erbauliche, belehrende und unterhaltende Inhalt jedes einzelnen Hefes ist die beste Vorbereitung zum Gelingen der Erziehung der heranwachsenden Jugend, und geben die hübsch angelegten Illustrationen, deren Motiv meist aus dem katholischen Leben gegriffen, dem ganzen Werke den Charakter eines eleganten, echt katholischen Familienblattes.

* Die Zigeunerin.

Novelle von **

(Schluß.)

Coralli aber schüttelte traurig ihr dunkles Lockenhaar. „Daß mich, Louise, ich konnte nicht“, verlegte sie mitleid. „Ich kann meine Lektion noch nicht genügend, Du weißt, daß morgen Professor Leonardy kommt.“

„Es bleibt noch Zeit genug zum Lernen — Du bist auch immer so fleißig; bist Du nicht zufrieden mit dem ersten Preis, den Du Dir gestern erungen hast? Nun, so komme doch! Die Frau Oberin hat es erlaubt, weil die Prüfung heute so gut ausgefallen ist.“ Schwester Theresia erzählt ein Märchen, aber wenn wir nicht eilen, so fängt sie ohne uns an.“ Mit diesen Worten zog die Frembin Coralli nach einer offenen Halle, wo zahlreiche junge Mädchen im Halbfreis erwartungsvoll um eine Nenne geschart waren.

Dieser Abend blieb unaussprechlich in Coralli's Erinnerung. Der alte, große Klostergarten mit seinen dunklen Baumgängen und bunten Herbstblumen, in dessen Hintergrund sich das ehrwürdige, graue Kloster erhob; die schwarz gekleidete Schwester mit ihrem ernsten, bleichen Antlitz, und die frischen, jugendlichen Mädchenköpfe, die erwartungsvoll jedes Wort von den Lippen der geliebten Lehrerin hofden wollten, prägen sich tief in ihre Seele ein.

Schwester Theresia erzählte eine französische Geschichte, und Coralli, die die Sprache noch nicht vollkommen beherrschte, mußte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Heldin der Geschichte lenken, damit die Erzählung sie festhalten konnte.

„Und so sehen wir“, erzählte Schwester Theresia zum Schluß, „daß großes Leid über Susanna hereinbrach, weil sie so thöricht war, von ihrem Gatten wegzulaufen, denn sie glaubte, er habe sie nicht geliebt. Als sie zurückkehrte, fand sie ihn tot. Er lag still und bleich auf der Bahre, — sein Mund war verkrüppelt, — seine Ohren blieben ihren Bitten um Verzeihung taub, — sie —“

Ein leiser Schrei war Coralli's Lippen entschlüpft, die Schwester hielt in ihrer Erzählung inne, doch schon hatte sie ihren Platz verlassen und war in den stillen einsamen Garten geeilt.

„Pauvre enfant! sie ist gefühlvoll“, dachte Schwester Theresia und erzählte weiter.

Coralli schüttete in ihre friedliche Klosterzelle. Wie im Traum befangen starrte sie in die Ferne; sie hörte nicht wie die Glocken zur Abendandacht riefen, sie sah nur in Gedanken ihren Gatten — ihren Ernst — tot auf der Bahre liegen, und sie, — das Weib, das ihm vor Gottes heiligem Angesicht Liebe und Treue geschworen hatte, hatte ihn treulos verlassen — heimlich, wie ein Dieb in der Nacht! —

Als die Abendandacht beendet war, stand Coralli in der Zelle der Oberin.

„Als ich vor neun Monaten zu Ihnen kam“, begann Coralli mit bebender Stimme, „stellte ich mich Ihnen als Fremdbin und Schilling der Frau Altheim vor, deren Kinder hier erzogen und unterrichtet wurden,“ sie zögerte einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Ich hatte damals meine Geschichte zur Hälfte erzählt, heute erzähle ich sie Ihnen ganz, denn ich muß fort.“

Es war eine lange Unterredung, die Coralli jetzt mit der treuen Oberin führte. Sie schüttete ihr ganzes übervolles Herz aus und fand endlich den langersehnten Trost.

„Sie haben wie ein gedankenloses Kind gehandelt“, sagte nachdenklich die Oberin, als ihr Bieglung schwieg und leise weinend ihr Haupt gegen die Schulter ihrer mütterlichen Freundin lehnte. „Sie konnten die Welt noch nicht, mein Kind, aber Ihr Aufenthalt hier in unseren Mauern, ist Ihnen von Nutzen und von großem Segen gewesen. Sie haben gelernt, was Ihnen mangelte und was man von jeder Dame höheren Standes erwartet. — Nehren Sie jetzt in die Welt zurück, nehmen Sie die Stellung ein, die Ihnen rechtmäßig an der Seite Ihres Gatten zukommt. Witten Sie ihn um Verzeihung und machen Sie Ihren unüberlegten Schritt durch doppelte Liebe vergessen!“

„Das will ich!“ gelobte Coralli und sie hielt Wort.

Die letzten goldigen Strahlen der untergehenden Sonne fielen schräg auf die herblich bunten Blätter der Allee, die nach dem Herrenhause in Vergehensheim führte gleichsam als wollten sie der von der weiten Reife ermüdeten Dame, die einsam im Wagen saß, einen Willkommengruß senden.

„Wie öde und leer sieht's hier aus, ganz wie ausgestorben“, dachte sie mit ängstlich klopfendem Herzen. Dann erlebte sie die fieberhaft erregten Wangen sie gedachte der Erzählung der Schwester Theresia; sollte es ihr ergehen, wie Susanna? sollte sie ihren Gatten als Leiche wiederfinden?

Der Wagen hielt vor dem Portal; laut und schrill ertönte die Klingel durch die tiefe Stille. Dann erschien Braun, der Bedienter, der häufig das Thor öffnete. Erschauen und Fremde malte sich in seinen Zügen, als er die Herrin erkannte.

„Willkommen, willkommen! dies ist wirklich eine freudige Ueberraschung“, rief er bewegt aus.

„Wo ist mein Gatte? — ist er hier?“ stammelte Coralli.

Das Antlitz des treuen Bedienters entfärbte sich.

„Nein, — ich dachte — ich hoffte — ist er nicht bei Ihnen? er ist seit Monaten nicht mehr hier gewesen.“

Coralli's Mut sank. Keines Wortes fähig, folgte sie dem Bedienter ins Haus. Wie öde und schaurig war's

hier! Die Fensterladen fest geschlossen, kein Lichtschein schimmerte ihr entgegen. Wie ganz anders war ungefähr vor Jahresfrist ihr Einzug hier an dieser Stelle gewesen, an der Seite des geliebten Gatten, den sie vielleicht für immer von der Schwelle seines Hauses vertrieben hatte.

„Wollen Sie in die Befindlichkeit eintreten?“ fragt eheererblich der Bedienter; es ist kein Zimmer in Ordnung, Marie soll die Fenster im Wohnzimmer öffnen und ein Feuer machen; der Abend ist schon kühl.“

„Nein, nein, nicht dort. Ich will in das Arbeitszimmer meines Gatten gehen; — Marie soll das Zimmer zuerst in Ordnung bringen.“

Die Köchin und die ganze Dienerschaft war ebenso überrascht bei der unerwarteten Rückkehr der Herrin, als wie der Bedienter. Sie besorgte in Eile ein Abendessen, konnte es aber nicht lassen, jeden Augenblick zu ihrer Herrin zu eilen, wiederholt ihre Freude über die plötzliche Rückkehr auszudrücken und alle Neuigkeiten zu erzählen, die sich zugetragen hatten. So erfuhr Coralli in kurzer Zeit, daß seit ihrer Abwesenheit zweimal ihr Gatte einige Stunden in Vergehensheim verweilt, daß Jungfrau und Sophie längst ihr neues Haus bezogen, und daß Sibylla Gressly einen reichen Amerikaner geheiratet, der sie in seine Heimat in Newyork geführt habe.

„Und jetzt wird auch Herr von Sall zurückkommen“, schloß die redselige Köchin. „Wenn ich nur geahnt hätte, daß Sie gerade heute gekommen wären, so sollte das ganze Haus spiegelblank sein! Pomm, Marie, wir wollen die Schlafzimmern fertig machen“, wandte sie sich an das Hausmädchen, das mit freudestrahlenden Augen zur Seite stand.

Obgleich bis zum Tode ermattet, ging Coralli in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Sie öffnete die Thüre, die nach der Terrasse führte, damit die Dämmerung ihren letzten Schein hinein werfe. Hier war jeder Gegenstand eine liebe, traurige Erinnerung. Hier standen seine Pfeifen, seine Tabakstaschen, sein Cigarrenständer, den sie selbst für ihn in Paris angeschafft hatte. Dort, auf dem Seitenisch stand die große Photographie, die gleich nach der Hochzeit von dem jungen Paare gemacht worden war. — Coralli nahm das Bild, setzte sich in einen Sessel und betrachtete es mit stiller Behmut. — Würde er jemals so freundlich auf sie herabbliden, wie hier auf diesem Bilde? Horch! war es eine Täuschung ihrer erregten Phantasie? Sie glaubte einen Schritt auf der Terrasse zu hören — es war sein Schritt.

Sie sprang auf; eine schwere Portiere barg sie vor jedem menschlichen Auge, und Ernst von Sall betrat das Gemach.

„Sieben Uhr vorbei — es ist spät, aber es macht nichts! Thor, der ich bin! warum kam ich nach diesem

einsamen Ort zurück? Hollah! wer ist hier gewesen, diese Sachen sind berührt! — warum ist die Thüre geöffnet?“

Er hielt in seinem Selbstgespräch inne, legte sich auf den Sessel, den Coralli soeben verlassen hatte, und nahm ihr Bild zur Hand.

„Arme, kleine Coralli“, flüsterte er dann halblaut, „wo magst Du jetzt nur sein? Möge Gott geben, daß ich Dich wiederfinde. Verzeih' mir, Coralli, o, wenn Du hier verkehrst, ich wollte Dich um Verzeihung bitten; denn ich habe Dich von hier fortgetrieben.“

Er barg sein Antlitz in die Kissen und weinte laut. Da legte sich sanft ein weicher Arm um seinen Hals.

„Nein, Ernst, nicht Du, ich allein habe Unrecht gethan; vergieb mir!“

„Träumte er? War es Coralli oder ihr Gespi, der vor ihm kniete! Nein, es konnte keine Täuschung sein; heiße Küsse bedeckten seine Hände.“

„Coralli!“

„Ja, ich bin es; ich bin zu Dir gekommen, um Dich um Verzeihung zu bitten, denn ich weiß, daß ich Unrecht gethan habe. In meiner Thorheit dachte ich, Du liebest Sibylla; aber ich habe mich getäuscht und ich bin hart genug bestraft. Oh, wenn Du wüßtest, wie mein Herz mit jeder Faser sich nach Dir sehnte, fast wäre ich gestorben vor tiefer Weh! — Ich war in einem französischen Kloster, dort habe ich gelernt, was mir fehlte. Frau Altheim hat mir geholfen. Sie war immer so gut gegen mich — sie hat mir auch Geld gegeben!“

„Mein Lieblich! Gott sei Dank, daß ich Dich wiederfinde. Aber weißt Du, ich wäre fast nicht mehr unter den Lebenden!“

Seine Worten klangen so traurig und vorwurfsvoll, aber Coralli fürchtete sich nicht; sie ruhete in seinen Armen und dort fühlte sie sich sicher und geborgen.

„Ich habe viel gelernt“, erzählte sie, als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, „ich werde Dir jetzt mit meiner Unwissenheit nie mehr Schande machen!“

„Du hast mir niemals Schande gemacht“, verlegte er, „das lag nur in Deiner Einbildung. Hätest Du mir nur gesagt, daß Dir das Leben hier in Vergehensheim nicht zusagte, so würde ich gern einen noch einsameren Ort mit Dir aufgesucht haben.“

„Nicht doch, Ernst“, lächelte sie freudestrahlend, „das würde nicht recht gewesen sein. Du mußt die Stellung in der Welt einnehmen, die Dir gebührt, auch ich, als Deine Gattin, will mit Gottes Güte hoffen, daß ich Dir fortan treu zur Seite stehen kann.“

Sie hielt treulich Wort. Als nach Monaten Herr von Sall mit seiner Gattin wieder im Kreise der Freunde erschien, erkannte niemand in der feingebildeten Dame, die mit unmaßhlicher Grazie und harmonisch sich bewegte, die kleine verachtete Zigeunerin, die damals singend und jubelnd Wald und Flur durchstrefte.

